


# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1923**

30.9.1923 (No. 39)

# Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

12. Jahrg. No 39  30. Sept. 1923

Karl Doll / Die Bekämpfung der Pest in  
Südwestdeutschland im 17. und 18. Jahrhundert.

(Nach Akten des badischen Generallandesarchivs.)

(Schluß.)

Am 17. Oktober 1722 ist Grevenbroch dann in der Lage zu melden, daß er vom Cardinal du Bois eine gedruckte Deklaration erhalten habe, „aus welcher umständlich erhellet wie alle Städte und Dörfer des gantzen Districts Gebaudan Gott sey Dank von der leidigen Seuch erleidigt und befrehet seyen“ und am 29. Nov. 1722, daß die in der Provence gezogenen Absperrungslinien aufgehoben seien. Damit war also das Erlöschen offiziell festgestellt.

Trotzdem ließ man im Südwesten Deutschlands noch weiter Vorsicht walten. Als zu Ende des Jahres 1722 auch sonst Nachrichten über das Nachlassen der Pest in Frankreich einliefen, setzte zunächst ein reger Schriftwechsel der Regierungen untereinander wieder ein, ob und in welchem Umfang die Sperren aufgehoben werden könnten. Zu Anfang des Jahres 1723 wird von allen Seiten bestätigt, daß Frankreich nunmehr pestfrei sei. Daraufhin beschließt ein Kreistag des schwäbischen Kreises die Einziehung der Wachen, Aufhebung der Quarantänen und Wiederzulassung des Handels mit Frankreich. Die Reichsregierung besann sich noch etwas länger. Aus einem Brief des Erzbischofs von Mainz an den Kurfürsten von der Pfalz ersehen wir, daß erst im April 1723 auf Weisung der kaiserlichen Regierung die Sperr- und Abwehrmaßnahmen in diesen beiden Territorien, die ja nicht zum schwäbischen Kreis gehörten, in Wegfall kamen. Nur gegenüber den giftfangenden und gifthaltigen Waren „bevorab wolle, Peß jeder wer!“ sollte weiterhin noch „die nötige praecautio gebraucht werden“.

Inzwischen waren auch der Osten Deutschlands und die osteuropäischen Länder pestfrei geworden. Wann im einzelnen dies geschah, ist aus unseren Akten nicht festzustellen. Naturgemäß war ja auch die Aufmerksamkeit in Südwestdeutschland weit mehr auf die nähere Gefahr von Frankreich her gerichtet. Allerorten mögen die Regierungen und die Bevölkerung erleichtert aufgeatmet haben, als Angst und Sorge von ihnen genommen waren. Das Gefühl der Entlastung mag auch in den Kanzleien eingezogen sein. Hier waren ja Berge von Papier und Ströme von Tinte in der leidigen Contagionsache verschrieben worden.

Seit dieser Zeit bis auf den heutigen Tag ist das westliche Europa, im besonderen Deutschland und Frankreich, von der Pest verschont geblieben. Sie hatte sich auf den Südosten des Erdteils zurückgezogen. Von hier aus erfolgte dann in den Jahren 1770 bis 1772 ein letzter gefährlicher Vorstoß. Einen Niederschlag findet derselbe wiederum in unseren Akten, aber nur in den kurpfälzischen. Dies wohl deshalb, weil die in der Gegend von Amberg gelegenen Gebietsteile

der Oberpfalz und Pfalz-Neuburg einer Einschleppung von Osten her weit mehr ausgesetzt waren, wie West- und Südwestdeutschland. Als versucht werden diesmal angegeben das Königreich Polen, Wallachei, Moldau, Podolien und Wolhynien. Da ist in den Akten zunächst eine Pestverordnung des Pfalzgrafen Karl Theodor (Regierungszeit 1742—1799), gegeben zu Mannheim, den 11. Okt. 1770. Sie bestimmt wie die früheren gewisse Passvorschriften und die Sperrung aller Nebenstraßen und kleinen Nebenwege zur besseren Überwachung des Verkehrs. An den Nebenwegen sind schwarze Tafeln anzubringen mit der Aufschrift: „Der Pest halber verbottener Weg für alle Fremde bey schwächster Leibes- und Geld Strafe“. Wer sich dort betreten läßt, soll „so die Deuthe vom Stande, mit 25 Reichsthaler Straf, so sie aber von geringer Herkunft sind, mit 25 Prügeln auf der Stelle belegen und in die offene Hauptstraße rückgeführt werden“. Auch sonst sind die Bestimmungen von ungewöhnlicher Strenge und Härte, selbst Unmenschlichkeit. So befragt der Artikel 8: Bei bloßem Verdacht, daß Jemand von einem angestechten Ort herkommt, „selbe sollen im freyen Felde unter bloßem Himmel, oder in einer angelegten Hütte dergestalt, daß die zugebende Wache zwanzig Schritte von ihnen bleibe, bis zu weiterer Inquisition verwahrt und so sie von der angewiesenen Stelle zu entweichen, wagen würden, sogleich Feuer auf sie gegeben, deren bey sich habende waaren aber ohne weiteres, nebst ihrem am Leib habenden Kleideren, falls für sie gleichbalten andere zu bekommen, verbrannt werden“. Wer aber von einem unzweifelhaften Pestort herkommt, „dessen bey sich führende Wagen, Pferd und all übriges Geräth wären auf der Stelle zu verbrennen“, er selbst aber „zum Strang oder sonstig dem Todt nahetommender Leibs-Straf zu verurtheilen; wohl-verstanden, wann er von der Pest-Seuche nicht wirklich angestechet erfunden würde massen anderen Falls, es sich gebühret, an ihm im gesicherten Verwahr auf offenem Feld die geeignete Heilungs-Mittel verwenden zu lassen, und wo er an dem Uebel verstorbe, solle er an entfernter Stelle ganz tief unter die Erde eingescharrt, beym Erfolg der Genesung aber erst obgedachtes Verhör zur hierab alsdann noch verfügender Leibs- oder Lebens-Strafe angelehret werden“. War der Armste also glücklich von der Pest genesen, so konnte es ihm zustoßen, daß er nachträglich noch gehängt wurde. Besonders scharf sollte gegen polnische Handels- und Betteljuden vorgegangen werden. Das Überschreiten der Grenzen mit oder ohne Pässe war ihnen unter allen Umständen verwehrt. Waren und leicht giftfangende Gerätschaften, die sie bei sich führten, sollten kurzerhand verbrannt werden.

Sie selbst sind „an die Grenze Unserer Gebiethen ruckzubegleiten und bei verspürender mindester Widersehtlichkeit mit dörben Schlägen, oder nach Ermessen mehr empfindlicher Ahndung darzu zu vermögen“. In Artikel 4 wird mit „einer dreijährigen Zuchthaus- oder Schanzen-Straf in Ketten und Banden“ bedroht, wer „dergleichen Volk Unterschluß und Herberge gewährt“.

Dieser kurpfälzischen Verordnung hat offenbar eine ältere preussische als Vorlage gedient. Sie ist erlassen von König Friedrich II. am 29. August 1770. Das ganzseitige Titelblatt trägt die Aufschrift: „Edict, wegen der zu nehmenden Präcautionen gegen die in einigen Pöhlischen Gegenden bereits sich geäußerte Pest.“ Eine allegorische Bignette auf der ersten Textseite zeigt in den verschlungenen Buchstaben F. R. (Fridericus Rex), das bekannte Monogramm des großen Preußenkönigs. Dieses ganze Edikt atmet denselben militärisch-draconischen Geist wie das Karl Theodors. In manchem stimmen die beiden wörtlich, oder fast wörtlich überein. Die Grenze gegen Polen wird durch einen militärischen Cordon bewacht. Alle dort ankommenden Reisenden werden an den zur Contumaz bestimmten Ort gewiesen und müssen dort eine Quarantäne von 42 Tagen halten. Besonders hart und eingreifend ist der Artikel 22: Sollte an einem Ort des preussischen Gebiets, es sei Stadt oder Dorf, die Pest ausbrechen, „so muß der Ort sogleich gesperrt, und nachdem es die Situation desselben giebt, mit Pallisaden umsezt, oder mit tiefen Grabens umzogen, die Gegenden mit Wachen besetzt, auch niemand heraus gelassen, sondern auf diejenigen so herausgehen, und durch Zurufen und Warnen sich nicht abhalten lassen wollen, Feuer gegeben, und alle Gemeinschaft mit solchem Ort gänzlich aufgehoben werden“. Dabei sind aber „sogleich die vorsichtige Anstalt zu machen, daß die Leute nicht hilflos bleiben, oder durch Hunger umkommen, sondern müssen ihnen auf eine gewisse distance, woselbst eine Barriere oder Schlag-Baum zu setzen, Victualien und Medicamenta hingebraucht, auch ein Prediger, Pest-Medicus oder Chirurgus admittiret werden“.

Zum Schluß werden den im Überwachungs- und Grenzdienst Beschäftigten, „welche sich diesen Leuten gewissermaßen in etwas nähern müssen“, vorbeugende Maßregeln empfohlen. Sie sollen sich eines nüchternen Lebens befleißigen und alle „Debauchen“ vermeiden. Frisches Schweinefleisch soll gemieden werden, die Speisen soll man mit Wein- oder Bieressig vermischen. Damit soll man sich auch morgens vor dem Ausgehen den Mund ausspülen. Wer Gefallen an Knoblauch findet, mag ihn ruhig gebrauchen. Endlich werden noch einige genaue Rezepte für vorbeugende Medicamente gegeben. Dieselben stehen wörtlich gleichlautend auch in der pfälzischen Verordnung. Das erste derselben ist ein „medizinischer Essig“. Nach einem in den Akten erwähnten Gutachten kurpfälzischer Medizinalrätthe soll er säulnißwiedrig wirken. Er bestehe „ex acidis, consequenter Putredini resistentibus Ingredientibus“. Die andern Rezepte enthalten im wesentlichen schweißtreibende und abführende Mittel. Die kurpfälzische Verordnung empfiehlt zudem noch, „die Zimmer wohl zu säubern und den Tag über öfters mit Wachholder-Beeren oder Holz zu berauchern, und darinnen auf glühende Kohlen zu schüttenden Essig verdampfen zu lassen“. Nach einer Aktennotiz an anderer Stelle erging schon im Juni 1721 ein Befehl der kurpfälzischen Regierung, ein Fuder Weinessig nach Mannheim zu schicken und unter die Bürger und Soldaten mit Gebrauchsanweisung zu verteilen. Denn bei der Pestepidemie in Mex hatten „die Medici, so die Pest-infecirte besucht, kein besser Antidotum gegen die böse Luft gefunden, als Essig auff einen heißen Stein oder heiße Schaufel gegossen“.

In demselben Aktenfaszikel befindet sich noch eine von der Kaiserin Maria Theresia am 2. Januar 1779 erlassene allgemeine Sanitätsordnung. Es ist ein dickes Buch mit den genauesten Instruktionen für die zentralen und provincialen Sanitätsbehörden, für Ärzte, Wundärzte, Apotheker und Hebammen und mit dem Wortlaut ihrer Dienst-eide. Sodann sind darin enthalten die Anordnungen für die Sanitätskordons und Contumazanstalten in Epidemiezeiten, mit Bestimmungen über die Quarantänezeiten, die je nach den Umständen auf 21, 28 oder 42 Tage bemessen waren. Es ist u. a. daraus zu erschen, daß ein militärischer Sanitätskordon an der türkischen Grenze auch außerhalb der eigentlichen Pestzeiten als dauernde Einrichtung bestand. Die Contumazdirektoren, die Contumazärzte und Wundärzte erhalten ihre eigenen eingehendsten Instruktionen. Ferner finden sich genaueste Bestimmungen über den Verkehr mit den Contumazisten, über ihre Unterbringung und Verpflegung, über die Behandlung von lebenden Tieren und Waren aller Art mit langen Verzeichnissen derselben, je nachdem sie für giftfangend oder nicht giftfangend gehalten wurden. Es wird genau angegeben, wie ihre Verpackungen zu behandeln sind,

wie sie zu öffnen, aufzubewahren, zu lüften, an der Luft auszubreiten, zu waschen oder sonst zu reinigen sind. Besondere Schwierigkeiten erwachsen natürlich dann, wenn in einer solchen Contumazanstalt eine Pestkrankung eintritt oder nur der Verdacht einer solchen auf-taucht. Dann muß wieder alles, Personal, Contumazdirektor, Ärzte, Reinigungsknechte usw., das mit einem solchen Kranken in Berührung war, seinerseits auf 42 Tage contumaziert werden und so fort. Daß daraus mit der Zeit und im Einzelfalle unmögliche und praktisch un-durchführbare Zustände entstehen mußten, liegt wohl auf der Hand. Die Sanitätsordnung gebraucht mehrfach selbst den hübschen Aus-druck, daß es sich hier um ein „hädliches Geschäft“ handle. Vielleicht hatten ihre Verfasser selbst eine Empfindung dafür, daß hier Verhält-nisse und Umstände vorliegen konnten, an denen selbst auch das aus-feinste und genaueste am grünen Tisch ausgekugelte Reglement bei der praktischen Ausführung zuschanden werden muß.

Eine Pestverordnung der freien Stadt Frankfurt vom 13. Ok-tober 1770 und eine Ordonnance du roi König Ludwigs XVI. von Frankreich vom 24. Oktober 1770, letztere in französischer und deutscher Sprache, die sich gleichfalls in diesem Aktenfaszikel befinden, ent-halten nichts Bemerkenswerthes.

Im Jahr 1772 war dann die aus dem Osten drohende Pestgefahr geschwunden. Eine Notiz auf der letzten Seite unserer kurpfälzischen Akten vom 17. Juni 1772 besagt, daß an sämtliche Oberämter und die drei Hauptstädte der Pfalz der folgende Befehl hinausging: „Da nun, dem Himmel seye Dank, lange Zeit über von einer auch in ent-fernten Gegenden wütenden Pest nichts mehr zu vernehmen gewesen, als wird dem Oberamt N. die Hinwegnahme deren an die Neben-strassen vorhin zu setzen verordneten Warnungs Stöcken und Tafeln anbefohlen.“

Sei her hat die Pest in Europa nicht mehr eigentlich Fuß zu fassen vermocht, obwohl es an Gelegenheiten hierzu nicht gefehlt hat. Es sei nur erinnert an Napoleons Feldzug in Agypten und Syrien im Jahr 1798. Hier hatte die französische Armee schwer unter der Pest zu leiden, so daß die Belagerung von St. Jean d'Acree deshalb aufgehoben werden mußte. Obwohl bei der Rückkehr der Truppen nur in ungenügender Weise Quarantäne gehalten wurde, fand eine Verschleppung nach der Heimat nicht statt. Ausbrüche kleineren Um-fangs zu Ende des 18. und im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts blieben auf die der Türkei benachbarten Länder, Ukraine, Dalmatien, Wo-hynien, Wallachei, Griechenland, jonische Inseln und Malta beschränkt. In das westliche Europa ist die Seuche im 19. Jahrhundert nur noch zweimal vorgebrungen. 1815 trat sie in der Stadt Noja in der Neapolitanischen Provinz Bari auf und 1820 auf Mallorca, hierher wahrscheinlich aus der Barberei eingeschleppt. Auf dieser spanischen Insel raffte sie unter dem Schutze einer leichtsinnigen Ver-waltung innerhalb acht Monaten gegen 10000 Menschen weg.

Doch bis in unsere Tage pocht die Pest immer noch da und dort an die Pforten Europas. Darüber belehren uns die fortlaufenden Seuchenmeldungen in unserer medizinischen Zeitschriftenliteratur. So, um nur einiges herauszugreifen, ereigneten sich im Oktober 1922 in Barcelona (Spanien) 12 Pestkrankungen. Im September 1922 wurden in Konstantinopel zwei Pestfälle festgestellt, im Oktober 1922 je zwei in Athen und in Piräus. Während des ganzen vorigen Jahres hatte Agypten 487 Erkrankungen und 228 Todesfälle an Pest. End-lich kamen im November und Dezember 1922 auf mehreren portu-giesischen Inseln, die zur Gruppe der Azoren gehören, 42 Pestfälle vor. Im Frühjahr dieses Jahres war diese örtliche Epidemie noch nicht erloschen. Endlich sei erinnert an drei Todesfälle an Lungenpest in Wien im Jahr 1898. Sie waren die Folge einer Laboratoriums-infektion und betrafen einen Laboratoriumsdiener, einen Arzt, den Pestforscher Dr. S. F. Müller und eine Krankenschwester.

Auch der Orient ist neuerdings wieder schwer von der Pest heim-ge sucht. Aus Java (Niederländisch Indien) werden vom 1. bis 28. Fe-bruar d. J. 818 Pesttodesfälle gemeldet und aus Britisch Ostindien vom 1. Januar bis 17. Februar d. J. 38789 Erkrankungen und 30402 Todesfälle.

Es ist bis jetzt noch immer gelungen, die ersten, meist im See-verkehr eingeschleppten Fälle abzufangen und durch Isolierung in Hospitälern unschädlich zu machen. Im übrigen dürfte ein von Hirsch zitiertes Satz den Kern der Sache treffen. Aubert Roche hat an die Spitze seiner Schrift über die Pest die Worte gesetzt: la civilisation seule a détruit la peste en Europe, seule elle l'anéantira en Orient. Wenn wir unter Zivilisation die fortschreitende Verbesserung der allgemeinen hygienisch-sanitären Zustände verstehen, so darf in ihnen der sicherste Schutz gegen die Pestgefahr erblickt werden.

## Hans Drollinger / Eine Fahrt in die Nacht.

Liebe Els!

Sei mir nicht böse, daß ich Dir heute erst schreibe, aber Dein Brief hat mich vor schwere Entscheidungen gestellt. Du weißt, ich habe Dich sehr lieb, doch das siehst Du wohl auch ein, meine liebe Kluge Els, daß unsere romantische Liebe irgend einmal der Richtigkeit des Lebens weichen mußte. Und nun habe ich eine Gelegenheit gefunden, im Leben vorwärtszukommen, und ich will vorwärtskommen! Das verstehst Du auch, hast Du doch immer meinen Zukunftsplänen begeistert gelauscht. Aber ich möchte Deine Neugierde nicht länger reizen. Der Besitzer der großen Fabrik, in der ich meine ersten Ingenieursporen verdienen will, hat als einziges Kind eine Tochter, die mich unbedingt heiraten will. Da ich keine Lust habe, meinem Glück selbst im Wege zu stehen, habe ich zugedrückt, und es wird baldigst Hochzeit gemacht. So, jetzt weißt Du auch dieses große Geheimnis. Du bist und bleibst mein liebes, verständiges Mädel und wirst mir deshalb nicht lange böse sein. Einmal mußte doch ein Ende gemacht werden, wie schön auch die Zeit war, die wir zusammen verlebt. Ich werde Dir ewig dankbar sein für alle Deine große Liebe, für alles, das Du mir geschenkt hast. Wie waren noch die letzten Tage so schön, als wir zusammen durchs Nedartal wanderten, ich darf gar nicht daran denken —. Doch was sollen die dunklen Sätze am Ende Deines Briefes bedeuten? Du wirst doch nicht krank sein? Sei mir nicht böse, liebe Els, die Welt will harte Menschen, und sei versichert, in mir stets einen treuen, hilfsbereiten Freund zu finden.

Mit herzlichem Abschiedskuß  
Dein Rolf.

Eijige Kälte drang in das Herz Elses, als sie diesen Brief las, und jeder Gedanke schmerzte sie wie eine offene Wunde. In tödlicher Starrheit packte sie ein paar Sachen zusammen und fuhr viele, viele schreckliche Stunden hin zu Rolfs fernem Wohnort. „Das kann nicht sein, das kann nicht sein“, schrie es aus dem Rattern und Stampfen der Räder ihr zu und „Wahnsinn ist's, Wahnsinn ist's“ sang ihr Blut durch die Schläfen. Sie krampfte ihre Finger in das Haar, sie preßte sich die Ohren zu, wie um sich gegen diese Stimmen zu schützen. Endlich löste sich ihr Schmerz in lautloses Schluchzen und müde versank sie in eine dumpfe Erschlaffung. In verworrenem Halbschlummer durchlebte sie noch einmal ihr ganzes Erlebnis mit Rolf.

Auf einer Schwarzwaldbewanderung war es, als er frisch und fröhlich sich mit einigen Freunden ihrem Vater und ihr angeschlossen hatte. Hell klang damals schon ihr Lachen zusammen und verflochten leuchteten sie einander mit warmen Augen an. Ihr Vater, an Jahren schon alt, aber arglos und gutgläubig wie ein Kind, freute sich mit über die Jugend und lud den Studiosus, dessen strafende Mänaugen und sieghaftes Lachen es ihm auch angetan hatten, herzlich zu sich ein. Seit jener Zeit verkehrte Rolf in der Familie und fand eine Heimat dort. Wie eine Blume ihr Wachstum der Sonne zuliebt, so stellte Else ihr ganzes Wesen auf Rolf um, und nur um ihn drehte sich noch ihr Denken und Fühlen. Er hatte Großes vor im Leben und weitgesteckte Ziele. Daß sein Streben sich allmählich immer mehr zur Gier nach Macht und Geld wandelte, entging ihr völlig. Begeistert beteiligte sie sich an seinen Plänen, und einen starken Widerwillen zur Mathematik zwang sie tapfer nieder, um ihm bei seinen Studien helfen zu können. So wurde sie ihm unentbehrlich, und er nahm ihre Hilfe auch gerne und ohne Bedenken in Anspruch, da er das kluge und stolze Mädchen liebte, das auch äußerlich in ihrer sonnigen, heiteren Schönheit gut zu ihm paßte. Daß sie arm war, störte ihn vorerst wenig; zu sehr war er noch von seiner Arbeit in Anspruch genommen und zu sehr war er dem Zauber seiner Liebe verfallen, als daß seine ehrliche, triebhafte Überzeugung schon von kalten und selbstsüchtigen Rücksichten angetrunkelt gewesen wäre. Unbekümmert genossen sie das Glück ihres Zusammenseins auf Wanderungen, wo sie sich von der Werktagarbeit erholten und wohin sie Elses Vater, nachdem er einmal Vertrauen zu Rolf gefaßt hatte, immer allein ziehen ließ. Erst als Rolf praktisch in mehreren Betrieben gearbeitet und die gewaltige Macht des Geldes, aber auch den mühsamen Anstieg zu seinem Besitz erkannt hatte, wurden seine Beziehungen zu der armen Else kritischer, doch ein Gefühl für Ehre und der Reiz ihrer Gegenwart ließen diese finsternen Stimmen immer bald wieder verstummen. Nachdem er seine Staatsprüfung glänzend bestanden hatte, dachten sie im Überschwang der Freude sofort ans Heiraten, aber dann hielt es Rolf als der kühlere doch für besser, erst mit ein paar Jahresverdiensten eine sichere Grundlage zu ihrer Ehe zu legen. Deshalb hatte er auch die bestbezahlte der

ihm angebotenen Stellungen angenommen, obwohl sie ihn weitab und nach einer verurtheilten häßlichen Industriegegend rief. Doch zuvor hatten sie noch eine Wanderung durch das Nedartal gemacht, eine Wanderung voll heischender Sehnsucht und blindem Liebestaumel. Das junge Blut übermannte auch Else, und als sie ein paar Tage später ihren Geliebten zur Bahn begleitete, die ihn ihr so weit, weit wegführen sollte, waren ihre Augen dunkel umrandert und hilflos verängstigt, und, nachdem der Zug ihren Blicken entschwinden war, schlug sie mit einem wehen Schluchzen die Hände vor's Gesicht.

Anfänglich schrieb er viel und innig, dann wurden seine Briefe sachlich und kühl, und schließlich waren es nur noch kurze Mitteilungen, deren Rargheit er mit einem Übermaß an Arbeit entschuldigte. Else war ratlos. Zu ehrlich, seinen Worten zu mißtrauen, fühlte sie doch, wie seine Briefe langames, tödliches Erkalten ausströmten. Und dabei schrie sie nach einem liebesheißen Wort! Dann hätte sie vielleicht den Mut gefunden, ihm zu schreiben, daß nur eine baldige Heirat sie vor Schande retten könne. Doch seine zurückhaltenden und beinahe eifigen Worte lähmten sie, ihr Herz frohr, und nur höchste Not bezwang ihr glühendes Schamgefühl und ließ sie, zugleich mit einer schüchternen Andeutung ihres Zustandes, ihn an sein Wort mahnen. Als Antwort darauf hatte sie diesen Brief erhalten, mit dem sie jetzt besinnungslos durch das Land jagte, rastlos und fiebernd, einem dunklen Schicksal entgegen.

Rolf war keineswegs freudig überrascht, als er Else bleich und übernünftig bei sich eintreten sah. Auf seine Frage, ob sie seinen Brief nicht erhalten und warum sie die lange Reise gemacht habe, glühte sie ihn mit ihren dunklen Augen starr an und erwiderte nur: „Ich erwarte ein Kind von Dir.“ Da taumelte er zurück, wie von einer starken Faust gestoßen, doch kein Wort der Hilfe für sie kam über seine blaß und dünn gewordenen Lippen. „Das ist ja furchtbar“, murmelte er vor sich hin, „das kann mir noch alles verderben“. Dann ermannte er sich. „Diese unerwartete Wendung in Deinem Leben, Els, muß mit Ruhe überlegt werden“, meinte er schließlich sachlich und kühl, nur die unruhig flackernden Augen verrieten seine Erregung, „ich selbst bin festgelegt und kann nicht mehr zurück“. Bei diesen Worten vermied er, Else, die totenblaß und mit gefalteten Händen dasaß, anzublicken, doch diese hörte gar nicht mehr, was er an sinnlosen und verlegenen Plänen vorbrachte: die grausame Enttäuschung hatte ihr Herz getötet. Als er sie endlich beinahe ungeduldig fragte, was sie denn dazu meine, erwiderte sie müde und bitter: „Und Du bist der Vater meines Kindes“. Da brauste er auf und fuhr sie grob an: „Ich bitte Dich, werde jetzt nicht sentimental, die Sache ist für mich viel zu ernst“. Unten ertönte das Signal eines Autos. Rolf sah auf die Uhr und bemerkte mit einer trotz gewollter Geschäftsmäßigkeit unsicheren Stimme, er habe jetzt eine wichtige Verabredung. „Was auch kommen mag“, fügte er noch hinzu, „über Deine und des Kindes Zukunft brauchst Du Dich nicht zu beunruhigen, ich bin jetzt in der Lage, für Euch mehr als ausreichend zu sorgen“. Else stand schwer auf, alles Blut war aus ihrem Gesicht gewichen, und wie blind tastete sie sich an der Wand entlang zur Tür. Auf der Straße hielt ein üppiges Auto, aus dem eine elegante, aber trotz ihrer Jugend verlebte und reizlose Dame mit stechenden Augen die gebrochen vorbeischießende Else musterte. Es war Rolfs Braut.

Und heimwärts ratterte und dröhnte der Zug. Else lag in einer Ecke des gegen Abend ganz leer gewordenen Abteils, den Kopf zurückgeworfen und die Lider geschlossen. Die Hände ruhten schlaff im Schoße, eine Flechte ihres schweren Haares hatte sich gelöst und ringelte an der tödlich bleichen Wange herab. Der rasselnde Lärm der Räder hämmerte sich ein in ihr blutendes Hirn und machte jeden Gedanken zur Qual. Der Schaffner kam, machte Licht, schob, nachdem er einen erstaunten Blick auf das regungslose schöne Mädchen geworfen hatte, die Abblendhüllen über die Lampe, sagte irgend etwas und zog sich, als er keinerlei Antwort erhielt, kopfschüttelnd zurück. Else hatte den Schaffner nicht gesehen noch gehört. Es war inzwischen vollständig Nacht geworden, durch die der Schnellzug wie von Furien geheßt dahintraste. Ab und zu glühte ein verlorenes Licht auf und huschte gespenstisch vorbei, und hier und da zuckte ein heiserer Schrei der Lokomotive durch die finstere Nacht. Dann setzte ein starker Regen ein, der mit schweren Tropfen auf das Dach des Wagens trommelte und lange silberglänzende Striemen über die dunklen Fensterscheiben peitschte. Else preßte den heißen Kopf an das kühle Glas, und ein trockenes Schluchzen durchrüttelte ihren Körper. Was sollte sie tun? Sie mußte, ihrem Vater, dessen Stolz und einzige Freude sie nach dem frühen Tode ihrer Mutter war, würde ihre Schande das Herz brechen.

Nicht, als ob er sie schmähen oder schimpfen würde, nein, das nicht; nur ansehen würde er sie mit seinen guten, treuen Augen, ungläubig und hilflos, und dann stumm zugrunde gehen. Allein hätte sie es vielleicht gewagt, trotzdem das Leben weiterzuführen, aber was sollte sie dem alten Manne sagen? Der Gedanke an ihren Vater löste die todesstarre Spannung ihrer Seele und ihres Körpers, und sie weinte still und hoffnungslos vor sich hin. Da hörte sie eine ruhige Stimme sagen: „Warum weinen Sie denn so sehr, liebes Kind?“ Sie blinzelte ängstlich auf, denn sie hatte niemanden einsteigen hören, und sah einen seltsamen Mann ihr gerade gegenüber sitzen. Ein großer, schwarzer Schlapphut hing tief ihm ins Gesicht, und der hochgestellte Kragen eines dunklen Mantels verhüllte den unteren Teil des Kopfes, und wenn er redete, bligten die Zähne, die in einem eigenartigen Gegensatz zu der auffallend stumpfen und dunklen Nase standen, blendend weiß auf. Aber das Wunderlichste in diesem Gesicht waren die tief in umschatteten Höhlen liegenden und trotzdem rätselhaft leuchtenden Augen. Er stützte das Kinn auf seine dunkel behandschuheten mageren Hände, die den Knäuf eines Stodes umfaßt hielten, und schaute Elise fragend ins Gesicht. Als sie keine Antwort gab und ihn nur schüchtern unter Tränen und beinahe mit einem heimlichen Schauer ansah, wiederholte er mit seiner seltsam weichen und eintönigen Stimme: „Ich beobachte Sie schon eine ganze Weile, wie Sie so herzerreißend weinen. Gibt es denn überhaupt etwas so Schlimmes in der Welt, das eines solchen Jammers wert ist?“ Seine Augen lachten leise und es lag ein so gutmütiger Spott in seinen Worten, daß sie unwillkürlich trotz seines unheimlichen Äußeren Vertrauen zu ihm faßte. Ihre Tränen flossen langsamer, und sie erzählte ihm, noch immer schluchzend, daß ein großes Leid in ihr Leben geschritten sei, das größte, das sie hätte erdulden können, und daß ihr Unglück noch vernichtend in das Leben des ihr liebsten Menschen eingreifen müsse. Sie schlug die Hände vor's Gesicht und von neuem weinte sie still und verzweifelt vor sich hin. Da zog er ihre Hände sanft zu sich und streichelte sie mit seinen trotz ihrer knochigen Magerkeit zarten Fingern behutsam und fein. „Nicht weinen, Kindchen, nicht weinen“, besänftigte er sie mit einer in ihrer Dumpfheit eigenartig milde und tröstend klingenden Stimme, „schau, das Leben ist so viel Kummer und Herzeleid gar nicht wert. Ein paar Jährchen noch, die im Fluge vorbeihuschen, und alles ist vorüber, dann kommt die große Ruhe, die tiefe Stille, der ewige Schlaf ohne Erwachen und Traum.“ „Ich möchte nicht mehr leben, ich will und kann nicht länger leben“, hegte es von Elses Lippen, „was soll ich meinem Vater, dem alten Manne, sagen?“ „Sage ihm, Dir sei aus Liebe ein großes, großes Leid erstanden, das Du nur mit seiner Liebe überwinden könntest.“ „Nein, nein“, schrie sie auf, „meine Schande wird den alten Mann töten, ich morde sein Leben, wenn ich ihm alles erzähle. Oh, wäre der Tod nicht so schrecklich, ich würde mein Leben fortwerfen ... nein, nein, ich kann nicht länger leben, ich will nicht, ich will nicht ...!“ Sie schrie es hinaus, ihre Hände wühlten wild in ihrem Haar und ihre Augen brannten in einem irrsinnigen Feuer. Da nahm der unheimliche Reisegefährte sie ruhig in seine Arme, schlug den Mantel um sie und barg ihr glühendes Gesicht an seiner Brust. „So, so ... nur ruhig, mein Mädchen ... nicht so wild, kleines böses Kind ... so, so ... jetzt gehörst du mir, mir ganz allein.“ Elise fühlte bei diesen streichelnden Worten eine tiefe Ruhe, einen stillen, wunschlosen Frieden auf sich überströmen, und sie lauschte andächtig wie ein müdes Kind einem Märchen. Warum fürchtest Du Dich so vor dem Tode, ist er denn wirklich so schlimm, wie die Leute ihn machen? Was tut er denn euch Menschen? Er endigt eure endlosen Enttäuschungen, eure flackernden Leidenschaften werden still unter seiner starken Hand, alle Sehnsüchte schweigen und die Qual alles Suchens und Strebens verstummt. Wenn das Leben euch peinigt und quält mit unerfülllichen Schmerzen, er bringt die Erlösung. Er nimmt euch aus dem Schmutz des Lebens, macht euch rein und gut und endigt allen Zwiespalt. Und doch haßt ihr ihn, euren besten und ehrlichsten Freund, und hängt am gleichnerischen Leben, das euch von Schmerz zu Qual, von Enttäuschung zu Verzweiflung jagt.“ Elise hielt, während seine Worte wie ein leises Wiegenlied eintönig und einschläfernd auf sie niederrauchten, die Augen geschlossen, einige Male seufzte sie noch beklommen auf, dann barg sie sich tiefer in seine Arme und schlummerte ein.

Und weiter jagte der Zug in die Nacht und den Regen, durch die Telegraphenbrähle sang der Wind sein trauriges Lied und wie endlose Tränenfluten rieselten unaufhörlich die Regentropfen an den Fensterscheiben nieder. Gedankenvoll betrachtete der fremde Mann das Antlitz des jungen Mädchens, das so vertrauensvoll in seinen Armen

ruhte, und als er die edelgeschneideten, vom wundervoll dichten Haar umschatteten Züge sah und ihre jugendstrahlende, geschmeidigvolle Gestalt an seinem hageren Körper fühlte, glitten dunkle Zweifel über sein Gesicht und machten seine Augen vergrübel und traurig. Sollte diese hohe Menschenblüte, die einem Manne der heißesten Sehnsucht Erfüllung und tiefstes Glück bedeuten konnte, wirklich schon durch ein einziges Unglück so geknickt und verlegt sein, daß nur der Tod, nach dem sie schrie, Erlösung bringen konnte? Er wußte, es gab solche Menschen, und es waren nicht die schlechtesten, die von einem einzigen Schläge des Schicksals ins Mart getroffen zugrunde gehen mußten. Gehörte Elise zu diesen? In das gespenstische Rattern des Zuges, in das Weinen des Regens und das Stöhnen des Windes klang auf einmal süß und klagend die Stimme von Elise, wohl mitten aus schwerem Traume, denn noch lagen die seidigen Lider dunkel über den Augen. Das gelblich-fahle Gesicht des Mannes neigte sich näher, um kein Wort zu verlieren, und seine zuletzt müde und hoffnungslos bliedenden Augen schillerten voll Spannung auf. „Ich hatte Molf so lieb“, sang Elses Stimme wie leiser, schwermütiger Geigenton durch das düstere Abteil, „auch er liebte mich, und ich weiß“ — ganz zart und leusch hauchten es ihre Lippen — „seine Seele, seine Seele liebt mich noch. Doch schwach ist seine Seele, und die harte, gierige Welt kämpfte stärker um sie als ich. Wie war sie kindlich und rein, als ich sie führte. Ach, hätte ich ihn nie von mir gelassen, nun wollen sie seine Seele töten, und er scheidt mich fort.“ Sie schwieg einige Augenblicke, dann bebten ihre Hände unruhig zu ihren Schläfen auf. „Er küßte mich so heiß und verlangend, er brachte mein Blut zum Rauschen und Stürmen, und nun ist Sünde worden, daß ich ihm alles, alles gab.“ Ein heißes Schluchzen schüttelte ihren Körper; der Fremde strich behutsam über ihr Haar und flüsterte leise in ihren Traum: „Glaubst Du, daß er nie mehr zu Dir zurückkehren, daß der Vater Dein Kind verlassen wird?“ Voll verhaltenen Glückes tönte es silbern zurück: „Ich hätte gern mein Kind gesehen, ob es ihm ähnlich ist“, doch gleich wurde ihre Stimme wieder traurig, und tonlos klagte sie weiter: „Nein, er wird nie mehr zurückkehren, seine Seele ist umfettet, und mit Geld, mit dem Geld seiner Braut, will er sich von mir und seiner Sünde loskaufen.“ „Du wirst ein Kind haben und wirst Dein Glück in ihm finden“, warf der Fremde, ihre bitteren Worte besänftigend, ein. „Ein Kind werde ich haben“, wiederholte sie verträumt, ein Kind mit goldenen Locken und blauen Augen. Aber nein“, schrie sie plötzlich auf, „ich will kein Kind aus Sünde und Schmach, ich will es nicht. Es würde meinem Vater das Herz brechen, der alte Mann würde die Schande nicht ertragen, die ich ihm mache, er hat doch außer mir keine Liebe und Hoffnung mehr. Nein, nein“, schrie sie nochmals auf, und wild und starr waren ihre Blicke, doch ohne Besinnung, „ich kann ihm nicht mehr in die Augen sehen, nur sterben möchte ich, tot sein und von nichts, nichts mehr wissen.“ In grausamer Qual zusammengebrochen, lag sie erschöpft in den Armen ihres Schützers, dessen Augen nach kurzem, hoffnungsvollem Aufleuchten mit einem Male wieder stumpf und müde geworden waren. Er schaute Elise lange und traurig an, dann nahm er behutsam wie ein Vater ihren Kopf in seine Hände und küßte sie zart und innig auf die Stirne. Vorsichtig ließ er sie aus seinen Armen in ihre Ecke zurückgleiten, wo sie in schwerem Traume weiter schlief, stand langsam auf und trat an das Fenster, von wo er lange Zeit in die dunkle Nacht hinausstarrte, durch die der Zug in ruheloser Hast dahinjagte. Seine hagere Gestalt schien zu wachsen, ihre Umrisse wurden verschwommen und lösten sich allmählich in Dunkelheit auf, und bald bliedte nur noch die tote Finsternis in das Gemach, wo Elise schwer atmend lag und aus irrem Traume heraus in gespenstischer Bewegung langsam mit der Hand durch die Luft fuhr, wie wenn sie einem gehenden Freunde nachwinkte.

Der Regen hatte aufgehört, und eine dumpfe Stille glommt in dem Abteil. Selbst das Rattern und Stampfen der Räder war müde geworden, als erschnten sie schläfrig das Ende dieser Fahrt durch die Nacht. Da durchbrach ein gellender Wahnsinnschrei der Lokomotive die unheimliche Stille, und die Dichter einer Stadt flackerten auf und taumelten wie betrunken an den Fenstern des Zuges vorbei. Elise war, als sie den Pfiff hörte, jäh aus ihrem unruhigen Schlummer aufgefahren und ans Fenster geeilt, wo sie die vielen Dichter sah. Verwirrt und schlaftrunken glaubte sie, schon am Ziele zu sein; sie öffnete hastig die Türe, und im nächsten Augenblick hatte die Nacht sie verschlungen.

Einige Blutspuren an den Rädern des Zuges gaben am andern Morgen Kunde von dem Unglück, das sich irgendwo in der Nacht ereignet haben mußte.